Kampf um Freiheit und Leben

Von Dr. Wilhelm Koppen

Inmitten eines Geschehens von größter geschichtlicher Tiefenwirkung kann ein Rückblick auf das Jahrzehnt seit der Machtergreifung nur an die Anfänge dieses Geschehens erinnern und den bisherigen Ablauf einer Entwicklung verfolgen, die noch im Fluß ist und heute dem deutschen Volk im Kampf um Freiheit, Leben und eine würdige Zukunft die höchste Kraftanstrengung abfordert. Am 30. Januar 1933 wurde das unaufhaltsam erscheinende Abgleiten Deutschlands in ein dunkles Schicksal zum Stillstand gebracht. Eine starke Führung weckte den Behauptungswillen der Nation und schenkte ihr wieder ein politisches Bewußtsein. Was dann in noch nicht sieben Jahren errungen wurde, das muß nun in diesem Krieg gegen feindlichen Vernichtungswillen verteidigt, dem Reich und mit ihm Europa der Frieden für lange Zeit erkämpft werden. Es gibt keinen sinnvollen Verlauf der Geschichte an sich; er tritt nur dann ein, wenn er mit aller Macht herbeigezwungen wird. In der Erkenntnis dieser Wahrheit tritt das deutsche Volk in das zweite Jahrzehnt der Epoche ein, die den Namen des Führers und der Bewegung trägt.

Wir stehen am Ende dieser zehn Jahre im Kampf mit dem gleichen Gegner, den die Partei im Reich niedergerungen hatte. Stalin treibt die Weltrevolution heute nicht nur durch Sendlinge und Agitation vorwärts. Er hat als höchsten Einsatz die Waffenmacht der Sowjetunion für den Sieg des Bolschewismus in die Waagschale geworfen und ein Ringen auf Leben und Tod gewagt, unterstützt durch die Plutokratien, die beide gleichfalls Träger eines weltumspannenden Imperialismus sind. Gegen „die niederträchtigste Koalition der Geschichte" kämpfen das Reich und seine Verbündeten, vereinigt durch das gleiche Schicksal und die gleiche Not.

Wie stand es um die politischen Möglichkeiten jenes verfallenden Zwischenreichs, dessen Erbe der Führer übernehmen mußte? Vor der Machtergreifung wurde in Deutschland sehr oft vom „Primat der Außenpolitik" gesprochen. Man verstand darunter aber nicht etwa, daß es darauf ankäme, alle lebendigen Kräfte der Nation planvoll und zielbewußt für **eine kühne Befreiungspolitik einzusetzen** und demgemäß alle Entscheidungen im Innern dieser Aufgabe unterzuordnen, sondern es sollte damit gesagt sein, daß eine Kritik an der Außenpolitik der damaligen Regierungen unterbleiben müsse, weil sie das Beschreiten des „einzig möglichen Weges" behindere, der eine Besserung der Lage Deutschlands verspreche. Dieser „einzig mögliche Weg" aber bestand darin, daß im Zeichen Stresemanns und seiner Nachfolger Deutschland sich im Versailler System einrichten zu können glaubte. Das war durch den Dawesplan, den Locarnovertrag und den Eintritt in den Völkerbund geschehen, und man hatte sich davon versprochen, auf diese Weise eine „Atmosphäre" zu schaffen, in der sich mit Erfolg über die militärische Gleichberechtigung, über Kolonialbesitz und gewisse Grenzrevisionen reden ließe.

Eine gröbere Illusion war nicht denkbar, und es erwies sich denn auch bald, daß die Mitarbeit des Reiches an der Festigung des Versailler Systems nur den Widerstand der anderen Mächte gegen die deutschen Ansprüche auf Gegenleistungen versteifte. Nachdem Deutschland sich aller Trümpfe entäußert hatte, die ihm verblieben waren, sahen Briten und Franzosen erst recht keinen Anlaß mehr zu Zugeständnissen. Als man in Berlin darauf verzichtete, die seelischen Kräfte des deutschen Volkes gegen die Entrechtung durch die Pariser Diktate aufzurufen, bestätigte man, daß Deutschland mangels eigener politischer Energien nun vollends bündnisunfähig war und als ein spannungsloser und machtentleerter Raum außerhalb aller Berechnungen bleiben konnte.

Dem billigen Schlagwort von dem „Primat der Außenpolitik" hatte der Führer stets die Grundwahrheit entgegengestellt, die er drei Monate vor der Machtübernahme auf die kurze Formel brachte: „Die innere nationale Erhebung muß die Voraussetzung für eine andere äußere Politik schaffen! Ein in sich zerfallenes demokratisches Deutschland, in dem sich alle möglichen Teilmächte kreuzten und einander neutralisierten, konnte keine gewichtige Kraftentfaltung nach außen heben."

Der Zustand von 1933

In Versailles war das Reich zunächst territorial geschwächt worden, teils durch umfangreiche Gebietsabtretungen, teils durch das Anschlußverbot für Österreich und die zwangsmäßige Unterwerfung der Sudetendeutschen unter die Herrschaft der Tschechen. Dazu kam noch der Raub der Kolonien. Für das Saargebiet stand die Abstimmung Anfang 1935 an, aber Frankreich setzte alle Hebel in Bewegung, um beizeiten Vorwände für die Vereitelung dieses Aktes zu schaffen.

Die einseitige Abrüstung Deutschlands betand in vollem Maße fort. Auf der Genfer Abrüstungskonferenz hatte man ihm nur leere Versprechungen gemacht, beizeiten aber schon gefordert, man müsse die „halbmilitärischen" Verbände auf die künftigen Truppenstärken anrechnen. Jedenfalls wollte man eine Änderung nur insoweit, als die gutgeschulte Rahmentruppe des deutschen Hunderttausendmann-Heeres gesprengt, schwere Bewaffnung und hinreichende Grenzbefestigung versagt bleiben sollten. Deutschland sollte sich selbst gegen schwache Nachbarn nicht verteidigen können.

Den dritten Schlag gegen die deutsche Freiheit hatte man in Versailles gegen die Wirtschaftskraft Deutschlands geführt. Es wären ihm nicht nur Tribute in Höhe von 67 Milliarden abgezwungen worden, sondern man hatte dann in den Plänen der Amerikaner Dawes und Young eine Arbeitsversklavung des deutschen Volkes auf zwei Generationen hinaus vorgesehen. Lediglich die Transferschwierigkeiten, die schließlich zur weitgehenden Zerrüttung des internationalen Handelssystems führten, verhinderten die volle Verwirklichung dieser Absichten, schließlich war im Sommer 1932 in Lausanne eine Regelung erfolgt, die zunächst die Tributzahlungen aussetzte, aber Deutschland durch spätere beträchtliche Nachzahlungen belastet hielt. Dazu kam der breite Einbruch fremden Kapitals in die deutsche Wirtschaft, dessen Auswirkungen bestehen blieben.

In dieser Lage gab es für das deutsche Volk nur eine wirksame Waffe: die Besinnung auf sich selbst, den Willen zur Einheit und zum ungeschmälerten Einsatz seiner lebendigen Kraft für sein Recht und seine Freiheit. Es mußte sich entschlossen von der Tributpolitik kehren, daß es vom Gegner mehr zu erwarten hätte als von sich selbst. Es mußte bereit sein, aus sich heraus Macht zu bilden, die allein seine Zukunft sichern konnte. Im wechselvollen Kampf gegen ein System, das in einer schicksalhaften Verkettung mit Versailles diese innere Erhebung zu verhindern suchte und gegen die bolschewistische Drohung hatte die Bewegung den Willenskern gebildet, der die Voraussetzung dafür war, daß ein Zustand minderen Rechtes sein Ende fand. Als ihr die Macht im Reich zufiel, war der Ausgangspunkt für die Wiedererhebung gewonnen.

Um die Wehrfreiheit

In der Rüstungsfrage bot der Führer den Partnern auf der Genfer Konferenz Deutschlands Zustimmung zu jeder erdenklichen Lösung an, soweit sich diese auf der Grundlage völliger Gleichberechtigung Deutschlands bewegte. Als dies abgelehnt wurde, verließ das Reich im Oktober 1933 die Abrüstungskonferenz und den Völkerbund, der sich auch in dieser Frage als ein willenloses Werkzeug zur Niederhaltung Deutschlands erwiesen hatte. England, das unter dem Eindruck der deutschen Entschlossenheit, sein Recht zu wahren, die Gelegenheit gekommen glaubte, das Reich in sein Gleichgewichtssystem eingliedern, zugleich aber das Maß seines Wiederaufstiegs bestimmen zu können, entschloß sich jetzt, eine Kompromißlösung in Erwägung zu ziehen, die Frankreich aber ablehnte. Im März 1935 erfolgte dann die Einführung der allgemeinen Dienstpflicht und die Anpassung des deutschen Rüstungsstandes an die Erfordernisse der Reichsverteidigung.

Über einen Protest hinaus ging jetzt allerdings England dazu über, die deutschen Rohstoffbezüge zu erschweren, während Frankreich eine offene Einkreisung Deutschlands einleitete. Im Mai 1935 kamen Abkommen zwischen Paris, Prag und Moskau zustande, deren Sinn nicht zweifelhaft sein konnte. Da der Führer durch einen Vertrag mit Polen 1934 den Versuch eingeleitet hatte, mit Warschau einen Ausgleich zu finden, zogen jetzt die Franzosen die Sowjetunion heran und leiteten damit eine völlige Verschiebung der Machtverhältnisse in Europa ein. Damit wurde aber der Locarnovertrag hinfällig, der sich auf die vier westlichen Großmächte beschränkte und durch die Hineinziehung Moskaus in das europäische Kräftespiel seinen Sinn verlor. Im März 1936 stellte demgemäß das Reich seine Wehrhoheit in der „entmilitarisierten" Rheinzone wieder her und schloß endlich die klaffende Lücke seines Verteidigungssystems im Westen.

Die Achse entsteht

Inzwischen war der Abessinienkonflikt, in dem Deutschland Italien zur Seite gestanden hatte, zum Ursprung der Achsenpolitik geworden. Die beiden großen Völker ohne Raum fanden sich zusammen in der Abwehr gegen die Mächte, die ihr Recht auf Leben und Arbeit nicht anerkennen wollten. Der Zerfall des Versailler Systems kündigte sich immer deutlicher an. Der Führer hatte Frankreich nach dem deutschen Abstimmungssieg an der Saar im Januar 1935 die Hand zu dauerndem Frieden geboten. Er hatte durch das Flottenabkommen von 1935 England zu erkennen gegeben, daß es ihm fernlag, die besonderen britischen Interessen zu kreuzen. Die Westmächte verschlossen sich aber jeder besseren Einsicht. Es wurde in London und Paris zum Grundsatz, Deutschland keine weiteren Erfolge zu gönnen und ihm überall in den Weg zu treten, wo sich nur eine Gelegenheit dazu bot. So stießen denn auch die Vorschläge, die der Führer nach dem Erlöschen des Locarnopaktes machte, auf taube Ohren.

Als Moskau den spanischen Bürgerkrieg entfesselte, nahmen die Westmächte sofort Stellung gegen Franco. Nur das Eingreifen der Achse konnte einen Triumph des Bolschewismus auf der Iberischen Halbinsel verhindern. Die englischen und französischen Bemühungen zielten dahin ab, den Krieg zu verlängern und Spanien zu schwächen, womit eine alte Tradition verfolgt wurde; denn seit Jahrhunderten hatten sich Briten und Franzosen darum bemüht, Spanien unter Kontrolle zu halten. Diesmal kamen sie damit nicht zum Ziel, da sich Franco durchsetzte und so mit Hilfe Deutschlands und Italiens der Weg zu einem nationalen Aufstieg Spaniens eröffnet wurde. Moskau hatte eine Schlacht verloren. Zudem schlossen sich Deutschland und Japan 1936 im Antikominternpakt zum Kampf gegen die bolschewistische Wühlarbeit zusammen. Italien schloß sich ein Jahr später dieser Gemeinschaft an.

Heimkehr der Ostmark

Diese Ereignisse wurden aber bei weitem durch die Entwicklung überschattet, die das Jahr 1938 in Mitteleuropa brachte. Im November 1936 hatte das Reich die Internationalisierung der deutschen Ströme aufgekündigt. Am 30. Januar 1937 hatte der Führer das erpreßte deutsche Schuldbekenntnis feierlich zurückgezogen. Das Verhältnis zu Italien hatte sich immer herzlicher gestaltet. Als der Duce 1937 nach Berlin kam, fand dort die große Völkerkundgebung auf dem Maifeld für den Frieden statt. Es reifte nunmehr die Entscheidung in der österreichischen Frage heran. Immer unhaltbarer wurden die Zustände in diesem deutschen Gauen, denen man seit 1919 immer wieder das Selbstbestimmungsrecht versagt hatte. In London und Paris bewertete man Österreich als eine klerikale Gegenfront gegen das Reich, die man dem Einkreisungsring eingliedern wollte. Die Regierung Schuschnigg übernahm zwar im Februar 1938 die ausdrückliche Verpflichtung, ihren reichsfeindlichen Kurs aufzugeben und die Verfolgung der Nationalsozialisten einzustellen. Als sie ihr Wort brach, wurde ihre Stellung unhaltbar. Auf Ersuchen der neuen nationalsozialistischen Regierung rückten Reichstruppen in die Ostmark ein, die ihre Wiedervereinigung mit dem Reich erklärte und durch eine überwältigende Volksabstimmung bekräftigte. Ein altes Unrecht wurde damit wieder gut gemacht.

England und Frankreich gingen nunmehr zum unverhüllten Angriff auf das Großdeutsche Reich über. Sie erzeugten in der Tschechoslowakei, in der die Sudetendeutschen um ihr Lebensrecht kämpften, eine Krisenstimmung. Die Behauptung, Deutschland habe den Einmarsch in die Tschechoslowakei geplant und sei daran durch einen englischen Einspruch gehindert worden, sollte den Anschein erwecken, als ob das Reich eine empfindliche Niederlage erlitten und dadurch den Zuwachs an Ansehen durch den Anschluß der Ostmark wieder eingebüßt habe. Dieses Falschspiel beschleunigte aber nur die Entwicklung. Durch den schnellen Ausbau des Westwalls sicherte der Führer die Westflanke des Reiches, während er die Lösung der Sudetenfrage betrieb und den Einschüchterungsversuchen der Westmächte mit unerschütterlicher Ruhe begegnete.

Das Münchener Abkommen

So kam es am 30. September zum Münchener Abkommen, das den Sudetendeutschen die Freiheit brachte. Es hätte den Weg zu einer Zusammenarbeit der westeuropäischen Großmächte ebnen können, wenn diese in dem Vertrag nicht nur einen Waffenstillstand gesehen und nun mit erhöhtem Nachdruck den Aufmarsch zum Krieg betrieben hätten. Ungeachtet der deutsch-englischen Kriegsverzichterklärung, die Chamberlains Unterschrift trug, leitete der englische Ministerpräsident unverzüglich eine umfangreiche Aufrüstung ein. Das Wort hatte fortan die Kriegspartei Churchills. In allen Nachbarländern des Reiches begann eine fieberhafte Wühlarbeit gegen Deutschland, besonders in den Südoststaaten, deren enge wirtschaftliche Verbindung mit dem Herzland Europas britische Agenten zu lockern suchten. Die deutsch-französische Freundschaftserklärung vom 6. Dezember hinderte die Pariser Machthaber nicht daran, ins gleiche Horn zu stoßen. Hier, wie in London und Warschau, schaltete sich nun auch Roosevelt ein, der schon im Oktober 1937 durch seine berüchtigte Quarantänerede Deutschland, Italien und Japan Kampf angesagt hatte, und nun durch Hilfsversprechungen hinter dem Rücken des Kongresses den Kriegseifer seiner europäischen Mitspieler nährte.

In Warschau blies auch England ins Feuer, um die deutschen Bemühungen um eine Lösung der Danziger Frage zu durchkreuzen und Polen kriegsreif zu machen. Als im März 1939 die gleichfalls von England bearbeitete Tschechoslowakei zerfiel, der Führer auf das Ersuchen des Präsidenten Hacha das Schicksal Böhmens und Mährens in seine Hand nahm und die befreite Slowakei einen Schutzvertrag mit dem Reich abschloß, betrieb London ganz offen die Einkreisung Deutschlands und versprach Polen jeden Beistand für einen Krieg. Die Würfel waren damit gefallen. Churchill war am Ziel, als England nach dem deutschen Gegenschlag Berlin seine Kriegserklärung aussprach.

Polen fiel wie nach ihm Norwegen, Holland, Belgien und Frankreich als Trabanten Englands fielen. Wie Chamberlain des Führers Friedenshand nach dem Ende Polens zurückstieß, so tat es Churchill nach Frankreichs Zusammenbruch im Vertrauen auf die Hilfe der USA. und der Sowjetunion, mit der er sich alsbald verschwor und damit die Lawine des Bolschewismus auf Europa loslassen wollte. Daß die Sowjets nach der Gewinnung eines breiten Vorfelds von Hangoe bis zum Schwarzen Meer im Bewußtsein des Einverständnisses mit London und Washington die Herrschaft in Finnland und auf dem Balkan einschließlich der Meerengen anstrebten, verriet Molotow bei seinem Berliner Besuch im November 1940.

Der Dreimächtepakt

Dem deutsch-italienischen Bündnis vom Mai 1939, das im Sommer 1940 zum Eintritt Italiens in den Krieg geführt hatte, trat im November nun auch Japan bei und in dem Dreimächtevertrag wurde dem kriegstiftenden Weltimperialismus der anderen Mächte die Konzeption des natürlich gewachsenen friedensichernden Großraums entgegengestellt, deren Völker nach dem Maßstab ihrer Leistung unter Führung der Achse in Europa, Japans in Ostasien ihren Platz einnehmen sollen. Roosevelt aber wollte die Zeichen der Zeit nicht sehen. Er durchlöcherte Schritt für Schritt die Neutralitätsgesetzgebung der USA., verfügte planmäßig Maßnahmen, die schon einen verkappten Kriegszustand schufen und reizte Japan bis aufs Blut. Dieses Nachlaufen hinter dem Krieg beschleunigte er, als am 22. Juni 1941 Deutschland im letzten Augenblick in den Aufmarsch der Sowjets gegen Europa hineinstieß und damit der gewaltige Kampf der Geschichte entbrannte.

Er ist auch heute die Zone der Entscheidung in diesem Krieg. Die Welt begriff erst jetzt in vollem Umfang die tödliche Gefahr, die ihr drohte, angesichts des Ausmaßes der bolschewistischen Rüstung, die sich als Ergebnis einer zwanzigjährigen Vorbereitung auf die bewaffnete Durchsetzung der Weltrevolution enthüllte. Zugleich erlebte sie das Schauspiel einer engen Gemeinschaft der Plutokratien mit dem Bolschewismus, die sich nicht nur aus der gleichen Vernichtungswut gegenüber den lebenshungrigen Großvölkern auf der Schattenseite des Lebens ergab, sondern ebenso aus einer Wesensverwandtschaft der inneren treibenden Kräfte in London, Washington und Moskau, verkörpert durch Ausbeuterimperialismus, Judentum und Loge.

Folgerichtig hat Roosevelt schon im April 1941 gemeinsam mit Briten und Sowjets Jugoslawien in den Untergang getrieben, folgerichtig provozierte er wenige Monate nach dem Beginn des Kampfes im Osten den Krieg gegen Japan und die europäischen Achsenmächte. Der deutsch-englische Machtkampf, aus dem die Entscheidungsschlacht zwischen dem sich bildenden Großraum Europa und dem Bolschewismus wurde, weitete sich somit zum wirklichen Weltkrieg aus. Die USA. traten in ihn als eine Macht ein, die sich gleich der Sowjetunion als Kern einer künftigen Weltrepublik empfand und vor deren Herrschaftsgelüsten heute kein Winkel der Erde mehr sicher ist. Wie die Sowjets die 1939/40 besetzten Gebiete sofort bolschewisierten, so unterwerfen heute die Yankees die iberoamerikanische Welt und alle Länder, die Roosevelts Truppen besitzen, dem ausbeutenden Dollarimperialismus. England aber, das diesen Krieg entfesselte, weil es ihn „im Sitzen" auf fremde Kosten gewinnen wollte, müht sich in einer ausweglosen Drucklage zwischen Freund und Feind wieder um ein Gleichgewichtskunststück: Alle sollen sich entkräften, damit es selbst das Zünglein an der Waage spielen könnte.

Die Entscheidungen, um die es jetzt geht, sind aber so tiefgreifend, daß solche verbrauchten Kniffe das Empire nicht zu retten vermögen. Europa entscheidet selbst über sein Schicksal. Es wird die ewige Drohung aus dem Osten mit dem Einsatz seiner geballten Kraft an Waffen und Arbeit beschwören und beseitigen. Die britischen und amerikanischen Schrittmacher des Bolschewismus sehen ihre Blockade scheitern. Sie haben die ausschlaggebende Anfangspartie gegen Japan verloren. Dort wie in Europa hat sich die wesentliche Voraussetzung ihres Krieges gegen die „Habenichtse" nicht erfüllt: daß diese nämlich in ihrem engen Raum und durch materiellen Mangel erdrückt werden könnten. Das Blatt hat sich gewendet: Deutschland kämpft für Europa vom Nordkap bis Tunis, von den Pyrenäen bis zum Don, Japan im Vorfeld der weiten ostasiatischen Wohlstandssphäre, während die Dauerschlacht auf den Weltmeeren am feindlichen Schiffsraum zehrt und die strategische Freizügigkeit des Gegners lähmt. Die Zeit arbeitet jetzt für die Achse. Eine grundstürzende Machtumschickung hat sich vollzogen, die den Ausgang dieses Krieges entscheiden wird, wenn alle Möglichkeiten entschlossen für den Sieg eingesetzt werden.

Im Kampf gegen den Bolschewismus gibt es nur eins: noch härter, noch zäher, noch stärker sein als der Feind Europas im Osten, bis sich **der weltgeschichtliche Sinn des erbarmungslosen** Ringens erfüllt hat. Im Geist waren wir in diesen Tagen zu allen Stunden bei den heldenmütigen Kämpfern, die in Stalingrad ein Opfer ohnegleichen für Europa brachten. Dort offenbarte sich ein Soldatentum, das in seiner beispielhaften Seelenkraft Garant des Sieges ist. Es wird auch dem westlichen Imperialismus, dessen Vernichtungswut nicht geringer ist als der bolschewistische, überall und immer mit jenem Gefühl unbeirrbarer Überlegenheit begegnen, an dem jeder Ansturm zuschanden wird.

Das nationalsozialistische Volksreich war eine Gemeinschaft friedlichen Aufbaus, als ihm der Krieg aufgezwungen wurde. Es wollte Europa die Leiden und Verluste ersparen, die ein bewaffneter Zusammenstoß der großen Mächte mit sich bringen mußte, England und in seinem Schlepptau Frankreich, im Hintergrund Roosevelt. Amerika und die Sowjets haben um so rücksichtsloser zum Krieg getrieben und jeden Ausgleich unmöglich gemacht. Sie wollten das Rad der Geschichte zurückdrehen, Europa das Herz ausreißen und es gleich Ostasien zur Kolonie zu einem zweiten Indien herabdrücken. Ihr Erfolg wäre nur der Auftakt zu einem baldigen neuen Weltkrieg zwischen den Gliedern des Raubbundes, der heute gegen die Achse kämpft und sich vermißt, drei große Völker aus dem Buch der Geschichte auslöschen zu können.

Sie werden an diesem Wahn zerbrechen. Diese unerschütterliche Gewißheit spornt uns zu höchster Entfaltung unserer Kraft und Seelenstärke an, um den Sieg und mit ihm den Frieden zu gewinnen, in dem wir das große Werk unseres Aufbaus vollenden und alle schöpferischen Gaben ungestört entfalten können, zum Segen des neuen geeinten Europa und aller Völker dieser Erde.

> Siege ertragen kann jeder Schwächling, Schicksalsschläge aushalten, das können nur die Starken!
>
> Der Führer am 30. Januar 1942

Das Wesen der „Politik" in Japan

Von Professor Dr. Koellreutter, Universität München

Die Beantwortung der Frage nach dem Wesen des „Politischen" in Japan gibt uns eine Erklärung des politischen Phänomens Japan überhaupt, d. h. der Tatsache, daß ein kleiner von der übrigen Welt abgeschlossener Inselstaat innerhalb 80 Jahren sich zum bisher einzigen modernen Ordnungsstaat in Ostasien und heute weiter zur Weltmacht im Pazifik entwickeln konnte. Damit hat Japan ein neues Blatt in der Weltgeschichte aufgeschlagen. Die Auswirkungen dieser neuen politischen Wirksamkeit lassen sich heute noch gar nicht übersehen.

Das japanische Volk ist aus uralter Tradition heraus stets ein politisches und staatliches Volk gewesen. Seine Staatlichkeit konnte sich in dem bis heute „invasionsfreien" Inselreich ungestört entwickeln. Aber dieses Fehlen politischer Eingriffe und Störungen von außen können die eigenartige politische Entwicklung in Japan nicht allein erklären. Wenn der Primat der Politik für jeden Japaner etwas Selbstverständliches ist, so erklärt sich das vor allem daraus, daß die Auffassung von dem, was „Politik" ist, im japanischen Wesen selbst verwurzelt ist.

Die politische Haltung des Japaners ist nur ein Ausdruck seines tief gewurzelten kosmischen Lebensgefühls überhaupt. Und dieses kosmische Lebensgefühl ist religiös und sittlich untermauert. So nennt Kitayama (West-östliche Begegnung 1941) den Shintoismus, diesen Glauben des japanischen Volkes eine „politische Religion", „in der sich die Heimatliebe mit der geschichtlichen Ordnung des Landes paarte. Deshalb ist es unmöglich, die japanische Religiosität im Shintoismus (Der göttliche Weg) von der politischen Überzeugung des Volkes und des Kaisertums zu trennen und getrennt zu erforschen. Die Idee der japanischen Staatsführung vom Beginn der japanischen Geschichte an wurzelt im Glauben an die Göttlichkeit".

Der Shintoismus ist so identisch mit dem japanischen Volksgeist, er ist keine konkrete Religion in unserm Sinne. So geht die religiöse Verehrung im Shintoismus auch die verschiedensten Wege, sie umfaßt gleichzeitig die Verehrung der göttlichen Kräfte in der Natur, wie die Verehrung der wieder in die Natur eingegangenen Menschen, der Ahnen, die sich mit den göttlichen Vorfahren vereint haben. Und so wird der Shintoismus ganz organisch zum japanischen Nationalglauben, der den verstorbenen Kaisern, der um Volk und Nation verdienten politischen Führern und den im Kriege gefallenen Soldaten besondere Verehrung bezeigt. Der Meijischrein und der Yasukunischrein in Tokio sind heute die bedeutendsten Schreine der japanischen Hauptstadt, der eine, weil er der Verehrung des Schöpfers des modernen Japans, des Tennô Meiji, geweiht ist, der Yasukunischrein, weil in ihm die Seelen der gefallenen Soldaten in feierlichen kultischen Staatsakten „eingeschreint" werden.

Nur aus diesem Wesen des Shintoismus erklärt es sich, daß auch der höchste Schrein in Japan, der Schrein der Sonnengöttin in Ise, nicht nur ein Zentrum religiöser Verehrung, die tagtäglich viele Pilger in das stille Waldtal von Ise zieht, sondern vor allem auch ein politischer Mittelpunkt ist. Denn in ihm berichtet der Kaiser, wie das anläßlich des Jahrestages des Kriegseintritts Japans der Fall war, persönlich oder durch einen Stellvertreter den göttlichen Vorfahren. Aber auch jeder Staatsmann und hohe Militär begibt sich vor Übernahme und nach Abgabe seines Amtes nach Ise, um den göttlichen Ahnen Bericht zu erstatten.

Zu Beginn des Jahres 1939 unternahm der damals neu zum Ministerpräsidenten ernannte Baron Hiranuma auch diese Pilgerfahrt nach Ise. Auf der Rückfahrt gewährte er Zeitungsberichterstattern ein Interview, in dem er sich über das Wesen der Politik folgendermaßen äußerte: „Politik, wie man sie in Japan seit alten Zeiten aufgefaßt hat, ist die Verwirklichung der Sittlichkeit, rein und einfach. Mit andern Worten: Staatsgeschäfte verwalten, heißt, bei der Durchführung aller Angelegenheiten dem Pfade der Gerechtigkeit folgen — frei von allen selbstsüchtigen Beweggründen und in strenger Übereinstimmung mit dem göttlichen Willen. Die Götter zu verehren oder den Shinteschreinen seine Huldigung darzubringen, bildet den Versuch, mit den göttlichen Wünschen bekannt zu werden, um für deren Ausführung zu sorgen. In Europa wird gegenwärtig viel über totalitäre Herrschaft oder Individualismus gesprochen, aber keines von beiden gibt es in Japan. Japan hat Tennô-michi (den himmlischen Weg) und nicht anderes. Es ist Tennô-michi, der alle Dinge in den Stand setzt, den ihnen zukommenden Platz einzunehmen. Hierin liegt das Geheimnis unserer Staatsverwaltung . . Und daher nennen wir Japan das Götterreich."

Und mein japanischer Schüler Ohgushi hat die Verwurzelung von Volk und Shintoismus folgendermaßen ausgedrückt: „Von Anfang an mit dem Schicksal des Volkes verknüpft, durchmaßen Volk und Shintoismus gemeinsam den Lauf der Geschichte, sie werden sich auch zukünftig kaum trennen, wenn auch die Formen, die der Shintoismus in einzelnen Epochen annahm, verschiedene sein mögen" (Toyowo Ohgushi, Prolegomena zur japanischen Geschichtsbetrachtung, in „Die Tatwelt", 17. Jahrgang, Heft 4, S. 129 ff.).

So bedeutet der berühmte Mythus von der Sonnengöttin, die ihren Enkel herabsandte, um „das schilfreiche und mit reifen Ähren bedeckte Land zu regieren" innerhalb des Shintoismus nur den Übergang von der Verehrung der reinen Naturgottheiten, wie sie heute vor allem noch in der japanischen Landbevölkerung lebendig ist, zur Verehrung der kaiserlichen Stammesgottheit und damit das Erwachen des japanischen Volkes vom „Urvolk" zu einem religiös unterbauten politischen Bewußtsein, und damit zum „politischen Volk", zur Nation. Zum äußeren Ausdruck kam dieser Wandel ins Politische in den „drei Kleinoden" Schwert, Spiegel und Juwelenkette. Das Schwert ist das Symbol der Tapferkeit und Gerechtigkeit, der Spiegel das Symbol der inneren Reinheit des Herrschers und die Juwelenkette das der Barmherzigkeit. Diese Kleinode spielen bei dem höchsten politischen Staatsakt in Japan, der Thronbesteigung eines neuen Tennô, eine wichtige Rolle. Denn anläßlich der Abhaltung dieser größten Zeremonie muß der neue Tennô, die heiligen drei kaiserlichen Regalien mit sich führend von seinem Palaste in Tokio nach der alten Kaiserstadt Kyoto fahren, wo der heilige Spiegel im Palaste feierlich aufgestellt wird. Am Morgen der Feier wird die große shintoistische Zeremonie abgehalten, in der sich der Tennô als „lebender Gott", d. h. als lebendige Verkörperung des „Heiligen Geistes" der Sonnengöttin manifestiert. Erst dann besteigt er den traditionsgeheiligten Thron und gibt in Gegenwart der hohen Beamten, Militärs und der diplomatischen Vertreter den Erlaß über die Thronbesteigung kund, in welchem er seine Entschlossenheit, die Verantwortung für das weitere kosmische Geschehen zu übernehmen, feierlich verkündet. Die Thronbesteigung bildet also nur eine Wiederholung des ersten durch die Sonnengöttin selbst gegenüber ihrem Enkel vorgenommenen Staatsaktes. Und dasselbe ist der Fall, wenn der Tennô in der altjapanischen shintoistischen Priesterkleidung den Gottesdienst vor den Schreinen im kaiserlichen Palast zelebriert und dadurch mit den Geist der Sonnengöttin und der Politik der kaiserlichen Vorfahren in sich aufnimmt.

Denselben Geist atmen die Schlußsätze des Tennôerlasses anläßlich des Eintritts Japans in den Krieg: „Die göttlichen Geister unserer kaiserlichen Vorfahren blicken auf uns herab. Wir bauen auf die Loyalität und den Mut unserer Untertanen und wollen, in Förderung des Werkes, das uns von unseren Vorfahren anvertraut wurde, die Wurzeln des Bösen rasch vernichten und einen dauerhaften Frieden in Ostasien aufrichten, so daß Ruhm und Glanz des Kaiserreiches bewahrt bleiben".

So ist die japanische Politik ihrem Wesen nach Kulthandlung, wie das auch Kitayama herausgehoben hat: „Die Kulthandlung des Kaisers ist die Staatspolitik. Aus diesem Grunde ist die Politik Japans nicht ein Rechtsbegriff, sondern ist die Führung des göttlichen Haushalts, der auch für das Volk die Lebensatmosphäre bildet. Sie ist für das Staatsoberhaupt der Kult, der seit altersher von Dynastie zu Dynastie überliefert ist, und für das Volk die Ethik, die von Vorfahren zu Nachkommen in Glauben und Tat fortlebt. Ethik und Politik sind in Japan eins. Die Politik ist der feierlichste Akt, in dem das Leben von 100 Millionen Seelen in einer Schicksalsgemeinschaft geweiht und dem gemeinsamen Gedeih und Verderb überantwortet wird. Die Kraft dieser Bindung bestimmt das Wesen des einzelnen, in dem die Ethik begründet ist."

Aus all dem folgt, daß das Wesen der japanischen Politik in der Harmonie „von Göttlichem und Menschlichem liegt." Dem japanischen Volk ist das Hörigkeitsverhältnis zwischen dem Menschen und der göttlichen Allmachtexistenz fremd. Bei ihm sind Menschen und Götter von Natur aus verwandt. Aus diesem Grunde sind die zahlreichen Götter im japanischen Pantheon nichts anderes als verschiedene Erscheinungsformen eines einzigen Geistes, des japanischen, dessen sowohl die Gottheiten als auch die Menschen seelisch und geistig teilhaftig werden" (Kitayama). Die japanischen Begriffe des Kults für die Götter (Matsuri) und der Politik (Matsurigoto) sind deshalb auch gleichbedeutend.

Reinheit und Harmonie bilden also nach japanischer Auffassung das Wesen der Politik. Der japanische Staatsphilosoph Fujisawa weist darauf hin, daß eine feierliche Bezeichnung des Tennô Sumera-mi-Koto lautet, d. h. die Urseele, welche alle Gegensätze einer einheitlichen Harmonie zuzuführen vermag und alles wieder zur Reinheit, wie der Spiegel bringt. Ein japanischer Dichter hat diesem politischen Wesen der Reinheit und Harmonie in folgendem Kurzgedicht Ausdruck verliehen:

„Wie oft man auch das Wasser trübt,
wird es doch immer wieder klar —
Das ist ja die lebendige Gestalt
unseres heiligen Landes."

Dieses japanische Wesen der Politik ist nun jedem Japaner eingeboren und wird ihm in der Schule im Staatsshinto noch anerzogen. Und so fühlt sich auch jeder Japaner für das Gedeihen von Volk und Land verantwortlich. Land,

Vom Krieg niedergewalzt

PK.-Aufn.: Kriegsberichter Schmidt-Schaeder (WM)

Denkt ausnahmslos, Mann und Weib, nur daran, daß in diesem Krieg Sein oder Nichtsein unseres Volkes entschieden wird. Und wenn Ihr das begreift, dann wird jeder Gedanke von Euch und jede Handlung immer nur ein Gebet für unser Deutschland sein.

Der Führer am 9. Nov. 1942 in München

Volk und Staatsführung bilden „eine religiöse Dreieinigkeit" (Kitayama). Danach richtet sich die Haltung des einzelnen, richtet sich vor allem auch die Haltung der politischen Führer nicht nur im Wort, sondern auch in der Tat. Ich habe schon wiederholt darauf hingewiesen, daß dem echten Japaner äußerer Druck und barsches Auftreten gegen Untergebene unbekannt sind. Ein fein ausgebildetes, ja manchmal übertriebenes Ehrgefühl und Zivilcourage, die nicht unterdrückt wird, sind für den Japaner selbstverständlich, und diese gemeinsame Haltung verbindet Führer und Geführte, Vorgesetzte und Untergebene. Damit sind aber ohne Theorie die echten Grundlagen für das Bestehen einer Volksgemeinschaft geschaffen.

Auf diesem Wesen der Politik in Japan erklärt sich auch die Toleranz und Anpassungsfähigkeit des japanischen Volkes, ohne daß es dadurch sein innerstes Wesen aufgibt. Nicht nur aus dem Shintoismus, auch aus dem Buddhismus und dem Konfuzianismus, ja sogar aus dem Christentum hat der Japaner neue Kraftquellen für sich zu erschließen vermocht, dadurch daß er diese geistigen und religiösen Strömungen sich assimilierte. „Um sich vor der Kolonisierung der abendländischen Völker zu schützen, mußte sich der japanische Geist über die Art und über das Wesen jener Völker orientieren, nötigenfalls ihre Methode beherrschen lernen." (Kitayama.) Aber er hat sich nie wirklich „europäisieren" lassen. Denn das hätte den Untergang der japanischen Religiosität und damit auch der arteigenen japanischen Politik bedeutet. Es war ein tragischer Irrtum, daß so viele Europäer die Japaner als bloße „Nachahmer" betrachteten und ihnen eigenes schöpferisches Denken absprachen. Diese Verkennung der Tiefen und Eigenarten fremder Rassenseelen, die dem liberalen Denken, vor allem auch dem angelsächsischen Denken eigentümlich ist, hat sich schwer gerächt.

Heute ist der japanische Geist und mit ihm die japanische Politik nach Abschüttelung der Überfremdung jeder Art wieder zu „den Müttern" herabgestiegen und hat sich auf sein eigentliches Wesen besonnen. Nicht in einer „Harmonie" im Sinne eines platten Pazifismus liegt das Wesen der japanischen Politik. Aus ihrem kosmischen Denken heraus ist sie sich des Wechsels und der Spannungen im Kosmos wie im menschlichen Leben voll bewußt. Frühling und Herbst im Naturgeschehen, Leben und Sterben des Menschen, Frieden und Krieg im Leben der Völker sind für den Japaner nur Erscheinungsformen des einigen und einzigen kosmischen Erlebens.

Diese Erkenntnis wirkt sich in der japanischen Politik dahin aus, daß sie sich sowohl von Haß wie von Überspannung der eigenen Kraft bisher freigehalten hat. Ich wies schon einmal an dieser Stelle darauf hin, daß dem Japaner das Haßgefühl und die Beschimpfung des Feindes fremd ist und daß z. B. eine der ausführlichsten Würdigungen der Persönlichkeit Tschiangkaischeks aus japanischer Feder stammt (Völkischer Beobachter vom 2. Februar 1942, Nr. 33).

Tatsächlich versucht auch die politische Führung Japans immer wieder die „Harmonie" mit dem chinesischen Volke herzustellen.

Schließlich bewahrt die organische japanische Auffassung der Politik auch vor einer Überspannung der Volkskräfte, die über das natürliche und damit tragbare Maß hinausgeht. Dem entspricht die Kunst des Wartens und der Geduld, die mit der östlichen Politik verbunden ist, ebenso wie die gemäß der Kunst der Selbstverteidigung (Judo) geübten Praxis ruhig auch zunächst einmal zurückzuweichen, um den Gegner zu ermatten und dann kampfunfähig zu machen. Das „Faustische" des Machtrausches widerspricht japanischem Wesen und damit auch der japanischen Politik. Ohgushi weist in diesem Sinne auch auf Kontinuität der japanischen Geschichte hin. „Sie zeigt den einheitlich geschlossenen Entwicklungsweg eines Volkes ohne markante Einschnitte zwischenstaatlicher Reiche. Ihr fehlen das Ineinandergreifen der europäischen Völkergeschicke und die sich daraus ergebenden dramatischen Geschehnisse, die Umstürze, kurz, das Sensationelle der europäischen Geschichte fehlt."

Es wird allerdings abzuwarten sein, ob die neueste Entwicklung, wie sie sich im zweiten Weltkrieg ankündigt, nicht auch den bisher so stetigen Gang der japanischen Politik beeinflussen wird. Denn unbeirrt verfolgt die japanische Politik heute die ihr aus der Bestimmung Japans heraus gestellten Ziele. So fühlt sich das japanische Volk und seine Führung heute berufen, im Geiste des Hakko Ichiu, des Wohnens aller Völker unter einem Dach die zwiespältige Welt wieder in Harmonie zu bringen und im ostasiatischen Großraum diese Stätte der Harmonie, als „Wohlstandssphäre" zu schaffen.

Zur Erreichung dieses Zieles wird das japanische Volk alle seine reichen politischen Kraftquellen einsetzen.

Italien ist antisemitisch

Gespräch mit Giovanni Preziosi

Von unserem römischen Berichterstatter Ludwig Alwens

Rom, im Januar

Als kurz vor Weihnachten Giovanni Preziosis Ernennung zum Staatsminister bekanntgegeben wurde, hatte ich mir sofort vorgenommen, ihn um eine Unterredung für den VB. zu bitten. Aber Preziosi lebt in Neapel, in dessen Nähe er am 28. Oktober 1881 geboren ist, und fährt häufig nur für einige Tage nach Rom, wo sich das Büro seiner Zeitschrift „La Vita Italiana" befindet. So kam es, daß unser Gespräch erst in diesen Tagen stattfand, rechtzeitig genug jedoch, um auch an dieser Stelle des dreißigjährigen Bestehens der „Vita Italiana" zu gedenken.

Wer sich unter einem Antisemiten einen Mann vorstellt, der täglich zwei Juden zum Frühstück verzehrt, wird enttäuscht werden, wenn er Giovanni Preziosi kennenlernt. Ein kleiner, zierlicher Mann mit einer hellen, wohlklingenden Stimme, jünger wirkend, als seine Jahre vermuten lassen, eine große Hornbrille vor den klarblickenden Augen, sorgfältig, aber unauffällig gekleidet, sehr höflich, liebenswürdig und bescheiden — das ist Italiens erster Antisemit.

Allerdings besitzt er eine Eigenschaft, die ihn zu einem gefährlichen Gegner macht: er ist der gewissenhafteste und pünktlichste Italiener, den ich kenne. Wenn er einen Bescheid innerhalb drei Tagen verspricht, so kann man sicher sein, ihn nach zwei Tagen in Händen zu haben. Zu Verabredungen aber erscheint er jene fünf Minuten zu früh, welche die Höflichkeit der Könige ausmachen.

Preziosi ist zeit seines Lebens Journalist gewesen. In den Jahren 1924 bis 1929 leitete er außer seiner Zeitschrift noch die beiden Tageszeitungen „Mezzogiorno" und „Roma" in Neapel. Die Ernennung eines Journalisten, der keinerlei amtliche Stellung innehat, zum Staatsminister ist eine ungewöhnliche Auszeichnung. Wenn wir nicht irren, ist sie an Preziosi zum ersten Male verliehen worden. Die Staatsminister, zur Zeit des liberalen Parlamentarismus vorwiegend ehemalige Ministerpräsidenten, heute ehemalige Minister und Inhaber wichtiger Staats- und Parteiämter, rangieren bei Hofe unmittelbar hinter den Trägern des Annunziatenordens, die das Zeremoniell als „Vettern des Königs" bezeichnet. Ihre Zahl beträgt 24. Ihre Ernennung erfolgt auf Lebenszeit. Eine neue Ernennung kann also nur erfolgen, wenn einer der 24 gestorben ist.

Bescheiden, wie Preziosi ist, bezieht er die ihm zuteil gewordene Ehrung nicht auf seine Person, sondern auf die Sache, die er vertritt. Als er in den Jahren nach dem Matteotti-Mord (ein marxistischer Abgeordneter war im Sommer 1924 ermordet und die Tat fälschlich dem Faschismus in die Schuhe geschoben worden) die hetzerische Tätigkeit des internationalen Judentums durch unwiderlegliche Dokumente belegte, setzte eine wütende Verleumdungskampagne gegen ihn ein, die ihren grotesken Höhepunkt in der Verbreitung der Nachricht erlebte, Preziosi sei auf Befehl des Duce in eine Irrenanstalt eingeliefert worden. Es war der „Illustrierte Beobachter", der in seiner Folge 8 des Jahrgangs 1929 durch Faksimilewiedergabe eines Briefes von Preziosi dieser Lüge den Hals brach. Der angebliche Irrenhauskandidat von 1929 ist heute Staatsminister, aber Preziosi wertet diese Tatsache vor allem als Symptom der veränderten Machtverhältnisse und empfindet über das sachliche Ergebnis größere Genugtuung als über die persönliche Auszeichnung.

Ich stellte ihm die naheliegende Frage, wie er Antisemit geworden sei. Hier ist seine Antwort, eine Antwort, die, wie mir scheint, des Reizes der Aktualität nicht entbehrt, obwohl sie sich auf einen Vorfall bezieht, der 37 Jahre zurückliegt:

„Es geschah in Neuyork, daß sich mir zum ersten Male die Judenfrage enthüllte. Ich war 24 Jahre alt. Am 10. Dezember 1905 hatte ich Neapel an Bord der „Hamburg" verlassen und war am 22. Dezember an Land gegangen, um in den Vereinigten Staaten die Lage unserer Emigranten zu studieren. Den Weihnachtsabend verbrachte ich, indem ich einen Spaziergang durch die überfüllten Straßen von Little Italy unternahm — so wurde damals unsere größte Auswandererkolonie genannt — das neben dem Juden- und dem Chinesenviertel die größte Bevölkerungsdichte aufwies. In allen Straßen von „Klein-Italien" gab es jüdische Läden, deren Besitzer sich bei ihren Geschäften italienischer Dialekte bedienten. Warum? Das war die erste Frage, die ich mir stellte. Nachdem ich die Lebensbedingungen der Italiener studiert hatte, sah ich mich veranlaßt, auch die jüdischen Verhältnisse näher kennenzulernen, und konnte sehr rasch folgende drei Tatsachen feststellen:

1. die große Solidarität der Juden untereinander, die dazu führte, daß jeder Jude vom Augenblick seiner Landung an im Schutz seiner Rassegenossen stand;

2. die Ausbeutung der Auswanderer anderer Nationalitäten, vor allem der Italiener durch die Juden, vom Kleinhandel an aufwärts;

3. die Vorrechte, welche die Juden vor allen anderen Auswanderern in den Vereinigten Staaten genossen.

Eines Tages wurden im ganzen Neuyorker Judenviertel Trauerplakate angebracht, die eine große Protestkundgebung ankündigten gegen ein, ich weiß nicht mehr was für ein Pogrom, das sich in Russisch-Polen abgespielt haben sollte. Die Zeitungen schrieben, während der Kundgebung seien alle jüdischen Geschäfte der Stadt geschlossen. In der fünften Straße, der Straße der reichen Geschäfte, gewann ich so einen Eindruck von der Macht der Juden. Denn hier waren die meisten Läden geschlossen und trugen in hebräischer und englischer Sprache die Aufschrift: „Nationaltrauer". Ich sah mir die Kundgebung auf dem Platz der City Hall an, in der Nähe der alten Brocklynbrücke, und hatte das Gefühl, daß ganz Neuyork an dieser Kundgebung teilnähme. Die Zeitungen meldeten am nächsten Tag, daß etwa 1 Million Menschen, meistens Juden, die zum Teil auch aus anderen Städten gekommen waren, an der Trauer- und Protestkundgebung beteiligt gewesen wären. Die wichtigsten Politiker waren vertreten gewesen. Es kam mir vor, als ob eines kleinen Pogroms wegen die ganze jüdische Welt in einer Weise in Erschütterung geraten sei wie nie zuvor.

Einige Zeit danach kamen die Gesetze zur Einschränkung der Auswanderung. Jeder Auswanderer mußte, um die Einwanderungserlaubnis zu erhalten, den Nachweis erbringen, daß er wenigstens 20 Worte der amerikanischen Verfassung in seiner eigenen Sprache lesen und schreiben konnte. Nur die Juden waren von dieser Regelung ausgenommen. Für die Juden blieb die Einwanderung frei.

Ich fuhr fort, meine Beobachtungen anzustellen, und sah, wie jeder neu eintreffende Jude von tausend jüdischen Einrichtungen unterstützt, sozial vorwärts kam, sich bereicherte und sich im wirtschaftlichen und politischen Leben des Landes festsetzte. Ich sah die Beteiligung der Juden vor allem an der Presse, den Banken, der Industrie, am Unterrichtswesen. Auf allen wesentlichen Gebieten des Landes fand ich den Juden. Auch hinter den Kulissen der Politik war er maßgebend.

So gewann ich vor nunmehr 37 Jahren den ersten klaren Eindruck von der Macht des Judentums und seinem Eroberungszug in Amerika. Auf allen späteren Reisen durch Nord- und Südamerika und in Europa habe ich die Judenfrage auf Grund präziser Angaben weiter verfolgt, so daß es mir nicht schwer fiel, während des ersten Weltkrieges auf die Hintergründe der Bewegung hinzuweisen, deren Führer der verrückte Woodrow Wilson war. Auch auf den jüdischen Ursprung der Genfer Liga habe ich hingewiesen. Der Rest ist bekannt."

Der „Rest" — das sind 37 Jahre unermüdlicher Arbeit für Italien und gegen das Judentum. 1907 erschienen Preziosis erste Schriften über die Auswandererfrage. Sie gaben der Regierung Veranlassung, ihn zur Mitarbeit an der vertraglichen Regelung des Schutzes der italienischen Auswanderer in USA. heranzuziehen. Diese Verbindung theoretischer und praktischer Wirksamkeit ist seitdem für Preziosi bezeichnend geblieben. Im Januar 1913 ließ er die erste Nummer der „Vita Italiana" erscheinen. 1917, nach der Niederlage von Karfreit, war die Schriftleitung dieser Zeitschrift der Sammelpunkt des parlamentarischen Fascio der nationalen Verteidigung. „Alle trafen sich dort", erzählt Preziosi, „vor allem werde ich nie den Besuch Benito Mussolinis vergessen, der damals noch sehr mühselig ging, weil seine Verwundungen noch nicht geheilt waren." Während des Marsches auf Rom blieb Preziosi in der Hauptstadt und nahm maßgebenden Anteil an den geheimen Verhandlungen, die zum Siege des Faschismus führten. Später nahm er als Berichterstatter über Fragen der inneren Verwaltung an den Sitzungen des faschistischen Großrates teil.

Aber niemals verlor er die Frage aus dem Auge, die ihm zur Zentralfrage geworden war. Während des italienisch-türkischen Krieges um Libyen machte er die italienische Öffentlichkeit auf die Enthüllungen des Kriegsberichterstatters M. Sherwood Spencer aufmerksam: „Italien schlägt sich nicht allein mit der Türkei", hatte Spencer geschrieben. „Es befindet sich in Wirklichkeit im Kriege mit den großen, jüdischen Bankiers von drei Erdteilen. Und an der Spitze der Feinde Italiens steht Sir Ernest Cassel mit seiner Bank. Unser Staatsdepartement und das englische Außenministerium wissen das. Aber die Vereinigten Staaten sind an der Mittelmeerpolitik nicht interessiert, während ganz England von der königlichen Familie bis zum letzten Parlamentsmitglied derartige Verpflichtungen gegen die Finanzinteressen haben, die Cassels Bank beherrschen, daß sie keinen Protest vorzubringen wagen."

Im Verlaufe einer Polemik mit dem „Daily Chronicle", der, während England und Deutschland miteinander im Kriege standen, eine Lanze für die jüdischen Bankhäuser in Wien und Berlin brach, hat er als erster auf die Wirksamkeit des levantinischen Juden Basil Zaharoff aufmerksam gemacht, der durch die englische Firma Vickers zum Leiter eines riesigen internationalen Rüstungstrusts geworden war. Während des ersten Weltkrieges schrieb er sein Buch „La Germania alla conquista d' Italia" (Deutschland erobert Italien), von dem ein deutscher Sachkenner gesagt hat, an ihm sei alles richtig außer dem Titel. Preziosi zeigt in diesem Buche, daß die italienische Wirtschaft damals von einer Handvoll jüdischer Bankiers beherrscht wurde, die ihren Sitz in Wien und Berlin hatten.

Vielleicht ist diese zweite Erfahrung für den Antisemiten Preziosi entscheidend gewesen. Denn sie hat ihn gelehrt, daß die Mimikry das wichtigste Kampfmittel des Judentums ist. In Neuyork war es ihm in der Maske kleiner italienischer Geschäftsleute erschienen, hier in der Maske großer deutscher Bankiers. Der Schluß lag nahe, daß die Demaskierung das beste Kampfmittel gegen das Judentum sei.

Preziosi machte sich sogleich an die Arbeit. Dabei ging er mit der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit zu Werke. Auf Grund amtlicher Statistiken, die nicht von Antisemiten gemacht worden waren, zeigte er seinen Landsleuten, wieviele Senatoren, Abgeordnete, Journalisten, Buchhändler und Hochschulprofessoren Juden waren. Das Ergebnis war verblüffend. In einem Lande, in dem 50 000 Juden eine unerhebliche Minderheit darstellten, beherrschten Juden die Politik vor und hinter den Kulissen. „waren", wie Preziosi in der „Vita Italiana" schrieb, „Herren des Bank- und Aktienwesens, zahlreich vertreten im Senat und in der Abgeordnetenkammer, Inhaber der wichtigsten Kommandostellen innerhalb der staatlichen Verwaltung, zahlreich wie in keinem anderen europäischen Lande im Schulwesen, so daß gewisse Hochschulfakultäten geradezu jüdische Reservate geworden waren. Fast alle Buch- und Zeitungsverlage waren in ihren Händen. Bis zum Marsch auf Rom waren die Juden die wahren Beherrscher Italiens."

Im Jahre 1919 hatte Preziosi die Genugtuung, im „Popolo d'Italia" vom 4. Juni einen Artikel Mussolinis zu lesen, in dem gesagt war, die „jüdischen Bankiers von London" seien „durch Bande der Rasse mit den Juden verbunden, die in Moskau wie in Budapest Rache an der arischen Rasse nehmen, die sie seit so vielen Jahrhunderten zur Zerstreuung verurteilt hat. In Rußland sind 80 vom Hundert der leitenden Männer der Sowjets Juden. Die Weltfinanz ist in der Hand der Hebräer. Wer die Kassenschränke der Völker besitzt, beherrscht ihre Politik. Hinter den Strohpuppen von Paris stehen die Rothschild, die Warburg, die Schiff, die Guggenheim, die dasselbe Blut wie die Beherrscher von Petrograd und Budapest haben. Rasse verrät Rasse nicht. Der Bolschewismus wird von der internationalen Plutokratie verteidigt. Das ist die substanzielle Wirklichkeit. Die internationale Plutokratie wird von den Juden beherrscht und kontrolliert."

Von der Demaskierung führt der Weg zur Trennung, von der Erkenntnis von 1919 zu den Rassegesetzen des Jahres 1937. Es ist, den besonderen politischen, sozialen und psychologischen Verhältnissen Italiens entsprechend, ein langsam, Schritt für Schritt zurückgelegter Weg. Giovanni Preziosi, trotz seiner 60 Jahre von unzerstörbarer Jugendlichkeit, beseelt, eilt weit auf ihm voraus als Italiens erster und entschlossenster Antisemit.

Der Waffenschmied

Aufn.: Weltbild

Vorbild der Heimat

PK.-Aufn.: Kriegsberichter [illegible] (Wb)

Abschied von Finnland

Von Kriegsberichter Viktor Maurer

PK. Als der Lastwagen auf der Höhe angelangt war, ließ der junge Oberleutnant halten, sprang auf die Straße herunter und warf einen letzten Blick auf die runden Hügel, über die sich nun, Mitte Juni, wie ein sanfter Hauch das zarte Grün des lappländischen Frühlings zog. Noch weiter zurück, nach Osten und Norden, stiegen spitze Kegel und schroffe Wände, zerklüftetes, unwegsames Gebirge aus dem blassen Dunst der hellen Polarnacht.

Dort drüben lag das Eismeer, die spärliche Lebensquelle für die zerrissene und unwirtliche Küste zwischen Nordkap und Swatoy Noß. Man konnte es nicht sehen von hier aus, da mußte man schon an den felsigen Ufern der Litzabucht entlangmarschieren, viele Stunden noch, bis man zu dem erloschenen Auge des Leuchtturms von Pikschujew stieß. Rings im Halbkreis, auf Hügeln und Schrofen, in Tälern und steilen Senken verborgen, verlief die Front.

Wie oft hatte sich der junge Oberleutnant, ein junger Mensch noch, und mit ihm seine Jäger aus der trostlosen Schneewüste der Tundra, aus dem langen, frostzitternden Polarnächten mit ihren gespenstischen Himmelslichtern fortgewünscht in ein Land, in dem Menschen, Tiere und Pflanzen leben konnten, einfach so, naturgegeben und gottgewollt. Doch nun, wo er versetzt wurde, an der Schwelle des kurzen, arktischen Sommers, da erschien ihm diese karge Landschaft mit ihren zauberhaften mitternächtlichen Farbenspielen in ihrer großartigen Leere und Einsamkeit als eine seltsam lockende Verheißung, eine erhabene Deutung menschlicher Größe.

Er dachte dabei nicht an die Wechselwirkung zwischen Menschen und Natur und wie die Landschaft nicht mehr an Werten zu vergeben hat, als der Betrachtende sie in sich birgt, sonst hätte er sich wohl sagen müssen, daß es nicht die menschenferne Welt aus Granit und Eis, nicht die bizarren optischen Erscheinungen seltsamer Lichtbrechung waren, Größe und Herrlichkeit sichtbar zu machen, sondern sein eigenes kämpferisches Herz, sein Wille, über Feind und Naturgewalt zu triumphieren, und endlich das rote Blut seiner Kameraden, das sich über diese Felsen verströmte. Es war in Wahrheit die äußerste Bastion seiner Heimat, die er in grimmiger Not und gläubiger Zuversicht durch lange Monate hindurch opferbereit verteidigt hatte. Aber der Oberleutnant, wie es die guten Soldaten tun, bezog die großen Dinge nicht auf sich, er bestaunte und bewunderte sie und fühlte sich ihnen insgeheim verbunden, ohne indessen seine Schöpfung zu erkennen.

Nach einem Blick noch auf das Tal, in dem als winzige Punkte Fahrzeuge und Tragtiere erkennbar waren, die emsig die kurvenreichen Wege zur Front nahmen, schwang sich der Offizier auf den Wagen, der sich mit aufheulendem Motor alsbald in Bewegung setzte. In diesem Augenblick erdröhnte weitab im Gelände neben der Straße der Einschlag einer schweren Granate. Das war nun wiederum eine völlig gewohnte Sache, und der Oberleutnant war nicht einmal mehr versucht, sie als Abschiedsgruß zur Kenntnis zu nehmen.

Auf den Straßen und Wegen hinter der Front war mehr Leben und Treiben als auf der Eismeerstraße, die sich über fünfhundert Kilometer aus dem Petsamogebiet nach Rovaniemi zieht, eine gut gehaltene, breite Rollbahn, jenseits des Polarkreises der einzige Verbindungsweg nach Norden.

Rovaniemi war mit modernen, meist vielstöckigen Steingebäuden in der Vielzahl gefälliger Holzhäuser an breiter Straße der geschäftige, verkehrsfreudige Mittelpunkt von Lappland-Karelien, hier rüstete alles, was nordwärts wollte, denn nur bis hierher führte die Bahn den Reisenden, der bei Haparanda Schweden verlassen hatte oder aus einem der finnischen Häfen, wenn nicht gar aus Helsinki gekommen war. Hier trafen sie sich, der Einödbauer, der Holzhändler, der Lachsfischer, der deutsche und der finnische Soldat, zähe, wetterfeste Mannsbilder, und die Mädchen, für ihre Schönheit berühmt, trugen ein stolzes, gleichmütiges Gebaben zur Schau.

*

In den Anlagen von Brunsparken in Helsinki begegnete der Oberleutnant Lotta Eila Virtanen. Er hätte sie beinahe nicht erkannt, denn sie war in Zivil, ein törichter Ausdruck, so verbesserte er sich sogleich, für ein junges Mädchen in einem lustigen, bunten Sommerkleide, denn die Sonne brannte schon heiß auf die gewaltigen Uferfelsen, die um die schöngeplante Stadt, aber auch in ihrer Mitte wie eigensinnige Wellen empordrängten.

Sie saß auf einer Bank, der Mittagssonne zugewandt. Zwei Fischerknaben balgten sich faul in einer in den Fels gesprengten verlassenen Flakstellung. Außer ihrem verspielten leisen Geschimpfe und dem Schreien der ewig hungrigen Möwen durchbrach kein Laut die mittägliche Stille. Das Meer lag in strahlender Bläue friedlich zwischen den hellgrauen, bisweilen rötlichgelben Schären. Ab und zu bewegte sich ein dunkler Streifen über das Wasser dem Lande zu, und dann dauerte es nur eine kleine Weile, bis der Wind rauschend in die mächtigen Buchen von Brunsparken einfiel.

„Guten Tag, Eila!"

Die Ruhende antwortete nicht, sondern lächelte nur ein wenig, ohne die Augen zu öffnen oder auch nur ein klein wenig zu blinzeln, doch machte sie eine kleine deutende Handbewegung zu ihrer Linken. Der Oberleutnant, etwas verwirrt, setzte sich neben sie, doch ehe er etwas sagen konnte, fragte sie ihn in der harten, singenden Betonung, die den Finnen eigen ist und die er an ihr liebte: „Wohin gehst du?"

In Wahrheit hatte sie ihn schon längst gesehen, indessen wollte sie nicht zeigen, wie sehr sie sich freute, ihn wiederzutreffen, nachdem man sich vor langen Monaten getrennt hatte, wie gute Kameraden es tun, deren Schicksal der Ungewißheit des Kriegsglücks überantwortet wird. Nun hatte Lola, stud. med. Lotta Virtanen, Operationsschwester in einem Feldlazarett, Urlaub von der Front, und es traf sich, daß der Oberleutnant auf seiner Fahrt in den Süden wie auf eine geheime Vereinbarung zu ihr stieß. Den Beginn ihrer Bekanntschaft und deren Vertiefung zu einer herzlichen Freundschaft hätte man eine Reihe seltsamer Zufälle nennen können, wie auch ihre Begegnung in einem mittäglich verschwiegenen Park; doch weder dem Mädchen aus der ernsten, mystischen Landschaft Kareliens noch dem Soldaten, dem im Kampf die Zufälle zur Regel wurden, war die klare Fügung zweifelhaft. An sie auch weiterhin zu glauben, wurde freilich schwer, nun, da der Oberleutnant erklärte, daß er über die Heimat einer neuen Front zugeteilt werde, wo er mit Landeskenntnissen würde nützlich sein können. Am Nachmittag, in wenigen Stunden also, würde seine Maschine nach Reval fliegen.

So besprachen sie sich, leise und behutsam, als könnte sie irgendein Mensch belauschen und als hätten sich die Fischerknaben nicht schon längst zum Mittagessen nach Hause getrollt. Es wurde nun klar, daß sie sich nicht mehr wiedersehen würden, und ihre Gedanken strebten auseinander und wieder zusammen, wie um ihre Stärke in einer Probe zu messen, die durchzuführen ihnen bisher nie in den Sinn gekommen war. So glitt das Gespräch unversehens in den Bereich des Alltäglichen, das für sie beide der Krieg bedeutete, mit den seltenen Stunden tragischer Größe und den häufigeren des heiteren Unsinns. Und als eine würdige Matrone mit einem Kinderwagen, aus dem wohl ihr Enkel fröhlich juchzte, den Reigen der nachmittäglichen Parkbesucher eröffnete, da meinte der Oberleutnant, daß ihn wohl niemand mehr fahren möchte, und er müsse nun gehen. Er werde schreiben, wie es ihm ergangen sei.

Das Mädchen erhob sich ebenfalls, und wie sie vor ihm stand, schmal, blond und sonnenwarm, da hätte er sie umfangen und küssen mögen. Doch er rührte sich nicht und vernahm wie aus der Ferne ihre Stimme, daß sie jetzt zu ihrer Freundin fahren werde in die Schären von Grankulla, dort würde das Flugzeug tief über dem Wasser Kurs nach Süden nehmen, und sie wolle ihm zuwinken, dort, wo Suomi zu Ende sei. Dann nahm sie seinen Kopf in ihre Hände und küßte ihn auf den Mund.

Als sich wenige Stunden später die Ju 52 dem Meere näherte, erblickte der Oberleutnant unter sich das Gewimmel der Halbinseln und schmalen Buchten. Hübsche, rotbedachte Häuschen mit Bootsstegen und Badeplätzen lagen an dem blauen Wasser, über das die schneeweißen Segel glitten. Schnell löste sich das Land in felsige Zungen, in große zuerst, dann immer kleiner werdende Schären auf. Badende winkten fröhlich herauf. Aber das bunte Sommerkleid war nirgends zu sehen.